



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fürst Milosch und die Serben. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit Beziehung darauf, daß Urban VIII. aus der Familie der Barberini war. —

Doch so durchgreifende Zerstörungen, wie in früheren Jahrhunderten, haben die Reste des Alterthums seit der Rückkehr der Päpste aus Avignon nicht wieder erfahren. — Im Anfang des 16. Jahrhunderts, unter den kunstliebenden Päpsten Julius II. und Leo X. war die glänzendste Zeit des modernen Rom; in dieser Zeit war Rom der Sitz der höchsten Blüte, welche die bildende Kunst je wieder seit den Zeiten des Alterthums gehabt hat. Natürlich hatte man damals auch Sinn und Interesse für das Alterthum; und Rafael selbst machte den großartigen Entwurf zu einem planmäßigen Aufgraben der alten Stadt; wir besitzen noch das ausführliche Schreiben, welches Rafael zur Motivirung seines Planes an Leo X. richtete. Leider kam dieser Plan damals nicht zur Ausführung, und das große Unglück, welches bald darauf Rom betraf, als es von den Truppen Karls V. unter dem Connetable von Bourbon erstürmt und geplündert wurde (im Jahr 1527), ließ den ganzen Plan in Vergessenheit gerathen. An eine umfassende planmäßige Ausgrabung ist in Rom seitdem nur noch im Anfang dieses Jahrhunderts unter der Napoleonischen Herrschaft gedacht worden. Sonst beschränkt man sich in neueren Zeiten auf Erhaltung dessen, was noch nicht zerstört oder verschüttet ist.

Fürst Milosch und die Serben.

2.

Aehnlich erging es drei Jahre später dem Nachfolger Miloschs. Milan konnte, da er auf den Tod krank lag, die Regierung nicht übernehmen. So folgte Michael, der zweite Sohn, dem Vater auf dem Fürstenthum. Die Pforte bestätigte ihn, aber nur auf Lebenszeit. Er ließ sich, auf abendländische Weise erziehen, weniger grobe Willkürlichkeiten zu Schulden kommen, als sein Vater, der „alte Wolf der Wälder“; versuchte, nachdem er sich mit Ministern von seiner Bildung umgeben, Ordnung in die Verwaltung zu bringen und wußte sich durch geschicktes Laviren sowol mit der Pforte, als auch mit den auswärtigen Mächten, welche jetzt immer mehr directen Einfluß auf die serbischen Angelegenheiten übten, in gutem Vernehmen zu erhalten. Er unterließ jedoch, die Skupschtina zu berufen, stellte verschiedene Fremde an und sah sich überdies genöthigt, die Steuern zu erhöhen. So machte er sich den Wojwoden und zugleich dem Volke mißliebig, Wutschitsch, das personifizierte böse Verhängniß der serbischen Fürsten, erhob seine Stimme gegen ihn, es entstanden Unruhen, Michael sah sich auf dem Wege gegen die Empörung von seinen

Truppen verlassen und mußte abdanken. Im September 1842 fuhr ihn der Fährmann von Belgrad nach Semlin, von wo er sich zu seinem Vater und später auf Reisen nach Norddeutschland, Italien, Frankreich, England und Rußland begab. In letzterem lebte er 1847, und es ist bezeichnend, daß er von hier im Revolutionsjahre nach den Südslawenländern übersiedelte.

Nachdem er sich entfernt, erklärte eine Versammlung der Notabeln des Landes in Uebereinstimmung mit dem Pascha von Belgrad, die Erblichkeit der Fürstenwürde in der Familie Obrenowitsch für aufgehoben, und nun wählte man Alexander, den Sohn Kara Georgs, zum Fürsten. Ein Versuch der Anhänger Miloschs zu einer Gegenrevolution mißlang, und Alexander erhielt die Bestätigung der Pforte, wenn auch nicht als Fürst, sondern nur als Baschbeg, d. i. oberster Herr. Rußland legte nun Einsprache gegen den Umschwung der Dinge ein und verlangte mit Berufung auf die Verträge und das Princip der Legitimität die Wiedereinsetzung Miloschs. Der eigentliche Zweck des Protests war jedoch die Entfernung der nationalen, wenigstens nichtrussischen Partei Wutschitschs und Petroniewitschs und Zugeständnisse des neuen Fürsten. Nachdem Rußland beides erreicht, gab es seinen Widerstand auf, und Alexander, nun von einer Skupschtina nochmals zum Fürsten gewählt, erhielt die Bestätigung der Pforte. Neue Erhebungsversuche zum Zweck einer Zurückführung der Familie Obrenowitsch scheiterten. Das Land begann sich allmählig zu erholen, die Regierung machte einige Anstrengungen, Verbesserungen einzuführen, und das Volk ließ sie sich gefallen, ohne grade dankbar dafür zu sein. Nach außen hin lavirte der Fürst, indeß schien er sich zu Oestreich hinzuneigen. Die Bewegung von 1848 pflanzte sich nach Serbien nur in so weit fort, als der Fürst den Oestreichern — genauer den östreichischen Serben — gegen die Ungarn ein Hilfscorps unter Knischanin sandte. Diese Mannschaften haben sich tapfer geschlagen, aber noch tapferer gestohlen und gewürgt. Ihre Betheiligung an dem Macenkampf währte übrigens nicht lange, da sie schon im Februar 1849 vom Fürsten den Befehl zur Heimkehr erhielten. Indesß war dieser Krieg für Serbiens Entwicklung nicht ohne Bedeutung, indem sich die panslawistische Partei durch ihn verstärkte und sich deutlicher ihrer Verbindung mit Rußland, dem stamm- und glaubensverwandten, bewußt wurde. Die Regierung dagegen suchte die alten Verbindungen mit der Pforte zu befestigen und die Civilisation des Landes, die Ausbeutung seiner Hilfsquellen durch Fremde, namentlich Deutsche, zu fördern.

Der Krieg der Pforte mit Montenegro erweckte in Serbien lebhaftes Sympathien für die Letztern, aber die Regierung enthielt sich der Parteinahme. Mit Elias Garaschanins Ernennung zum Ministerpräsidenten kam französische Bildung an das Ruder der Verwaltung. Garaschanin machte sich durch Ein-

schreiten gegen russische Agenten und überhaupt durch antirussische Gesinnung unangenehm in Petersburg, und so mußte der Fürst ihm schon im März 1853 seine Entlassung geben. An seine Stelle trat Alexander Simitsch. Auch mit diesem war, als bald darauf der russisch-türkische Krieg ausbrach, vom Fürsten nicht mehr, als eine strenge Neutralität zu erlangen, worüber der russische Consul das Land verließ. Die Neutralität wurde energisch bewahrt und durch sie eine Umgehung der Stellung Omer Paschas bei Widdin verhindert. Das Volk war entschieden auf Seiten der Russen, seine Führer aber mochten einerseits fürchten, daß der alte Milosch, der unter den Augen der russischen Generale in der Walachei ein Freicorps gegen die Türken organisirte, damit zugleich die Wiedereroberung seines Fürstenthums in Belgrad beabsichtige, andererseits, daß, sobald Serbien Front gegen die Pforte machte, Oestreich das Land besetzen und womöglich behalten werde. Letztere Macht zog im Frühjahr eine so beträchtliche Streitkraft an der Donau und Save zusammen, daß die serbische Regierung sich veranlaßt fand, in einer an die Pforte gerichteten Denkschrift zu erklären, sie werde einen Einmarsch der Oestreicher nicht dulden, und zu gleicher Zeit die Mobilisirung des serbischen Volksheeres anzuordnen. Da sich indeß die Russen jetzt aus der kleinen Walachei zurückzogen und Oestreich die Erklärung abgab, es werde nur in dem Falle einer Störung der legitimen Ordnung in Serbien einrücken, so stellte man die Rüstungen wieder ein, und es war fortan von diesem Theil der türkischen Lehnsländer während des Kriegs nicht mehr die Rede.

Nach wiederhergestelltem Frieden begannen die Parteien im Innern wieder ihr Spiel. Es gab eine Wojwodenspartei, die ihr Organ im Senat fand und nach Beschränkung des Fürsten durch den Willen der Aristokratie hinarbeitete. Es gab eine nationale Partei, welche sich hauptsächlich gegen die „Schwaben“, d. h. die Deutschen im Lande kehrte. Es fanden sich ferner: eine Partei, die sich nach den Obrenowitschs nannte, eine russische, eine französische, eine kleine östreichische Partei. Endlich hatte auch Fürst Alexander einige Anhänger. Eine wirklich patriotische Partei existirte nicht. Alle hatten das Vaterland und die Freiheit im Munde und sich, ihren Vortheil und ihren Ehrgeiz im Sinne. Der erste Angriff auf den Fürsten ging von der Opposition im Senat aus. Die aristokratische Coterie, die hier das Wort führte, nahm ihm einen Theil seiner Rechte und versuchte ihn dann durch einen Mordanschlag zu beseitigen. Der Plan wurde entdeckt, die Urheber bestraft, und einen Augenblick schien es, der Fürst werde die ihm entzogenen Rechte und Machtvollkommenheiten sich wieder aneignen können. Der Senat indeß wußte unter Wutschitschs Führung mit solchem Geschick zu operiren, daß die neue Organisation seiner Körperschaft die Macht des Fürsten noch mehr beschränkte. Jetzt wurde der Ruf nach einer Skupschtina laut, zuerst im Senat,

wo namentlich Wutschitsch und Garaschanin an einen Entscheid des Volkes gegen den Fürsten Hoffnungen für sich knüpften, dann im ganzen Lande, wo die Partei Miloschs in der letzten Zeit ganz in der Stille eine große Thätigkeit entwickelt hatte. Der Fürst schwankte einen Augenblick, ob er in die Berufung der Skupschtina, welche ihm offenbar feindlich sein mußte, willigen sollte, ebenso die Pforte, welche die Hand Rußlands im Spiele sehn mochte. Beide gaben indeß nach, und am Andreastag 1858 fanden sich die Vertreter des Volkes, nach Landesgebrauch bis an die Zähne bewaffnet und von zahlreichem ebenfalls bewaffneten Gefolge begleitet, zu Belgrad ein, um zu berathen, was zu thun sei.

Der Präsident der Versammlung, die beiläufig in einem Brauhause tagte, war der zu Anfang erwähnte Senator Mischa Barlowez, der Vicepräsident, Stephitsche Michailowitsch, ein entschiedener Anhänger der Familie Obrenowitsch. Die Verhandlungen begannen damit, daß Mischa ein langes Sündenregister des Fürsten vortrug. Er habe, hieß es, sich zu den Schwaben und Türken hingeneigt, dem Lande willkürlich verfahrende Beamte gegeben, sich in die Verwaltung gemischt, die ihm nichts angehe, sich schwach und ängstlich bewiesen, die Familie seiner Gemahlin ungehörig bevorzugt u. a. m. Die Skupschtina rief zu allen diesen Anklagen: Ja wol, so ist es. Ein zweiter Sprecher belehrte sie, daß in ihr die oberste Gewalt des Staates vertreten sei, was ihr zwar kaum ganz verständlich gewesen sein wird, trotzdem aber wohl gefiel und sofort zur Anwendung gebracht wurde, als der Vicepräsident jetzt den Namen Miloschs nannte. Man beschloß, dem Fürsten seine Stelle zu kündigen, ihn aufzufordern, er möge abdanken, und zu dem Zweck unverzüglich eine Deputation an ihn abzuordnen. Alexander antwortete erst ausweichend, dann willigte er in das Verlangte, dann, von seiner energischen Gemahlin wieder umgestimmt, schwankte er von neuem zu dem Entschlusse zurück, sich zu behaupten. Letzteres war nicht unmöglich, da der größere Theil des Militärs anfangs treu bleiben zu wollen schien. Aber der arme Fürst verlor wieder den Muth, und so floh er in der Nacht in die Festung Belgrad, die zwar mitten in der Stadt liegt, aber als türkischer Boden betrachtet wird. Tags darauf verurtheilte ihn die Skupschtina in contumaciam zur Entfernung von seiner Stelle und zur Verbannung. Garaschanin, der ihn fortgebracht, Wutschitsch, der die Agitation gegen ihn geleitet, Mischa Barlowez, der ihn vor der Volksversammlung angeklagt, mochten noch hoffen, an seinen Posten zu gelangen. Aber schon die nächste Stunde sollte sie eines Bessern belehren. Umsonst verwendete sich des Effards, der französische Generalconsul, für Garaschanin. Er stattete den Herren Volksvertretern einen Besuch ab, versicherte sie des Wohlgefallens seines Kaisers an ihrer Revolution und schloß mit einer förmlichen Liebeserklärung an das serbische Volk, „ich liebe und schätze euch

so sehr, daß ich selbst ein Serbe sein und euren Glauben annehmen könnte.“ Es half nichts: die Bauern wollten keinen Aufklärer, keinen Freund des (nichtslawischen, nichtorthodoxen) Auslandes, keinen Doctrinär. Ebenso täuschte sich Wutschitsch. Die Bauern wollten auch keinen andern Senator, keinen andern Aristokraten. Sie wollten Milosch, und da dieser nicht zugegen war, so wählte man eine provisorische Regierung, um das Land bis zu seiner Ankunft und seiner Bestätigung durch die Pforte zu verwalten.

Der Senat, das Militär blieb noch einen Tag hindurch schwierig. Letzteres ging truppweise über, nachdem es einmal fast zum Kampf zwischen ihm und den Anhängern der Skupschtina gekommen wäre. Der Senat dagegen erklärte erst, daß er mit der Absetzung Alexanders einverstanden sei, dann, daß er diese Erklärung als durch Einschüchterung abgedrungen widerrufe, bald darauf wieder, daß ihm dieser Widerruf durch die Bayonette der Soldaten, welche hartnäckig die Sache des Fürsten festhielten, abgepreßt worden. Endlich ging auch er einzeln zur Partei Miloschs über. Damit war die Revolution zu Ende, und die Skupschtina konnte sich jetzt andern Geschäften widmen. Die Verhandlungen über Reformen, die sie pflog, sind überaus bezeichnend für den Geist der Versammlung und für die Culturstufe des Volkes, welches sie vertritt. Alles läuft echt bäuerisch auf eine wohlfeile Regierung hinaus. Es wurden — allerdings nur in Vorberathungen — Anträge gestellt auf Abschaffung der Pockenimpfung als einer kostspieligen und zugleich gottlosen Einrichtung, Abschaffung der mit öffentlichen Mitteln gegründeten und erhaltenen Krankenhäuser, Absetzung der aus der Staatskasse besoldeten Aerzte, Entfernung aller Gehalt beziehenden Beamten von ihren Stellen und Ersetzung derselben durch vom Volke gewählte unentgeltlich dienende Freiwillige, endlich auf Eröffnung eines geeignet großen Credits bei der Staatskasse, um jedem Skupschtinar den Dank des Vaterlandes für seine patriotischen Bemühungen durch Bescheerung eines Weihnachtsschweinchens ausdrücken zu können.

Was die nächste Zukunft bringen wird? Milosch wird zurückkehren und etwas weniger als Pascha regieren. Aber Milosch ist ein Mann von fast achtzig Jahren, und „des Menschen Leben währet siebzig Jahr, wenns hoch kommt, achtzig.“ Dann wird sein Sohn Michael ihm folgen oder auch nicht folgen; denn noch ist sein Erbrecht von der Pforte nicht restituirt. Milosch könnte sich geneigt finden lassen, einen Streit mit der Pforte vom Zaun zu brechen. Michael vielleicht ebenfalls. Sie werden sich aber dann beeilen müssen. Schon jetzt beginnen die durch den Ausgang der Revolution getäuschten Parteien gegen die Obrenowitsch zu intriguiren. Gegen den Vater suchen sie bei den Türken Befürchtungen rege zu machen. Gegen den Sohn wenden sie sich an das Slawenthum. Die Gemahlin des letztern ist keine Serbin, nicht griechischen Glaubens und obendrein kinderlos. Er selbst ist durch den langen Aufenthalt

in der Fremde entnationalisirt. Er wurd eeinst mit Recht vertrieben, er wird sich zurückgekehrt rächen wo er kann. Das sind Momente genug, um Argwohn zu erregen und dem Fürsten von vornherein einen schlimmen Stand zu bereiten. Indes sind sie vorläufig wenigstens der russischen Unterstützung sicher, und sie werden bedacht sein, sie sich nicht zu verscherzen, dafür aber auch den russischen Interessen dienen müssen.

Die Zustände in Oestreichisch-Italien.

Ob die sardinischen Rüstungen ernst gemeint sind, ob die Heirath in Turin ein Schutz- und Trugbündniß zwischen Frankreich und Piemont bedeutet, wird die nächste Zeit zeigen. Wir glauben hier (der Verfasser ist in Mailand), daß zunächst Friede bleiben wird. Auf alle Fälle ist die Lombardei jetzt vollkommen ruhig, und das möchte bei dem sanguinischen Wesen der Italiener bedeuten, daß sie sobald noch nichts zu hoffen haben. Ich benutze diese Pause, die mich Ihnen nichts von Ereignissen berichten läßt, noch einmal auf die Zustände hier zu Lande zurückzukommen. Die Unzufriedenheit war in den letzten Monaten des verflossenen Jahres fast allgemein geworden. Das strenge Rekrutirungsgesetz, die Herabsetzung des Werthes einiger Münzsorten, die Verwirrung, welche mit der Einführung der neuen Währung verbunden war, in der alle Zahlungen an den Staat geschehen sollten, während keine andern Werthzeichen sichtbar wurden, und bei den alten ein nicht unbedeutender Verlust stattfand; dies alles traf die gewerbetreibenden und ärmeren Classen der Bevölkerung relativ am härtesten und erzeugte in der Masse des Volks große Erbitterung gegen die Regierung. In den andern Provinzen Oestreichs hatte man die mit dem Uebergang zu einer andern Währung verbundenen Verluste leichter verschmerzt, weil man dadurch eine Regelung der Valutaverhältnisse und eine Besserung der Finanzlage des Staates angebahnt sah; in Italien fiel das Interesse an dem Wohle Oestreichs weg. Die piemontesischen Journale thaten das Ihrige, die Gemüther aufzustacheln; dazu kam die Sprache der französischen Blätter, welche eine Bethheiligung Frankreichs an den italienischen Angelegenheiten in Aussicht stellte, und indem sie Illusionen weckte, der anfänglichen Unzufriedenheit mit einzelnen Regierungsmaßregeln einen revolutionären Charakter gab. Die Aufregung war besonders bemerkbar in Mailand, so wie in den Städten der Lombardei; geringer war sie im Venetianischen, das Landvolk blieb theilnahmlos. Hervorzuheben ist bei dieser Stimmung der Bevölkerung, daß sie besser disciplinirt war als in den Jahren 1853 und 1854; es erfolgte kein unzeitiger, unüberlegter Ausbruch, die Bewegung war organisirt, und erhielt ihre Leitung aus Piemont; dahin blickten die mailänder Italianissimi, nur wenn sie eines Beistandes von dorthier und von Frankreich sicher waren, wollten sie losschlagen; bis dahin galt es durch Demonstrationen die Haltung der östreichischen Regierung zu erproben und die Gemüther für die kommenden Ereignisse vorzubereiten.